

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 252.

Mittwoch, 14. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marliese Sonneborn



10. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Ich danke Ihnen, liebes Kind — und nicht wahr — Sie werden mir keine Angelegenheiten machen?“

„Ich — Ihnen?“

„Sie werden nicht unnötigerweise meinem Diener die Lage erschweren, indem Sie versuchen zu entweichen?“

„Ist es denn — von hier — so leicht?“ fragte Brigitte voll Schelmerei.

„Ihrem klugen Köpfchen möchte sich ein Ausweg zeigen; leicht ist es gerade nicht. Den Park umgibt ein hohes Gitter aus Eisen — und meine Leute sind unbestechlich.“

„Ich denke an die Meinen. Ihr Telegramm wird sie kaum beruhigen und dann — es ist recht langweilig — so allein.“

„Ich werde Ihnen Gesellschaft schicken.“

„Einen Ihrer“ — Brigitte verschluckte das Beiwort, das ihr auf der Zunge lag — „einen Ihrer Agenten?“

Der Duke lächelte. Es lag tatsächlich eine Nuance von Humor in diesem Lächeln, wie Brigitte mit Erstaunen feststellte.

„Wenn Sie es so wollen — einen meiner Agenten —, aber“, fügte er beruhigend hinzu, „es braucht ja kein Laib zu sein.“

Dann küßte er ihr ritterlich die Hand.

„Ich reise in einer Stunde. Lassen Sie es sich wohlgehen. Betrachten Sie Haus und Garten als Ihr Eigentum. Meine Leute haben Befehl, Ihnen jeden Wunsch zu erfüllen.“

Und unter ihrem unwillkürlich vorwurfsvoll fragenden Blick errötend, fuhr er nach verlegenem Räuspern fort:

„Soweit dies der Lage nach möglich . . .“

„Jim allein wußte, welches Opfer sein Herr der „Geangenen“ brachte, da er sich von ihm trennte und ihn zur Bewachung und Bedienung derselben zurückließ.“

Jim allein wußte, was seinen Herrn bewogen, ihm wieder und wieder ans Herz zu legen: Sorgen Sie für sie wie für mein eigenes Kind.

Es gab eben auch in dem Herzen dieses Rauzes Stellen, die verwundbar waren.

Brigitte aber langweilte sich jämmerlich.

Gewiß, das Schloß war märchenhaft schön.

Gewiß, die Diners waren exzellent.

Aber — jeder Genuß wird erst zum Genuß dadurch, daß man ihn teilt — sich mit anderen über ihn freuen kann, und die herrlichste Landschaft verliert ihren Reiz, wenn man unausgefüllt nur sie zu sehen bekommt.

Die Diners brachten sie in Gefahr, das Gewicht, das

sie sich zugebilligt hatte, zu überschreiten. Sie aß aus reiner Langeweile von jedem der vielen Gängen — man servierte ihr nach französischer Küche — mit ihrem deutschen Jungmädelsappetit —, machte nachher Dauerlauf im Park und jeden Abend und Morgen eine halbe Stunde Turnübungen. Aber — obwohl sie anfangs, mit Jim zu reden, wie mit ihresgleichen — wenn man seit Tagen allein ist, vergift man Vorurteile —, fühlte sie sich zu ewigem Schweigen verdammt.

Sie stöberte im Schloß umher und entdeckte eine wundervolle Bibliothek — einen ungeheuren Saal, der den ersten Stock eines ganzen Flügels füllte — mit Büchern aus allen Zeiten und Ländern. Sie standen ungeordnet, selbst ein bißchen wild durcheinander — und Brigitte äußerte Jim gegenüber ihre Verwunderung, daß der Duke — der ihr die Bedanterie in Person erschien — ein derartiges Chaos auf einer seiner Besitzungen duldete.

„Monplaisir gehört zu dem Erbe des Herzogs von Arles“, verriet Jim plaudernd, „und der Herr Herzog hat es vor wenigen Jahren vom französischen Staat erstanden. Er ist bisher kaum einmal länger als ein, zwei Stunden hier gewesen — und ich bezweifle, daß er die Bibliothek schon einmal betreten hat.“

„Man sollte sich die Langeweile einmal auf deutsche Hausfrauenart vertreiben und — Großreinemachen halten“, überlegte Brigitte nachdenklich. „Kann ich dem Herzog nicht einmal schreiben? Er soll mir jemanden schicken, der von der Sache etwas versteht — eine studierende Dame — oder eine Bibliothekarin. Ich würde helfen, so gut ich es verstehe — um nicht vor Langeweile zu sterben.“

„Gnädiges Fräulein sehen nicht aus, als ob es sterben wollte“, bedeutete Jim — und in der Tat — Brigitte mochte wollen oder nicht: sie mußte sehen, daß ihr der Aufenthalt in dem „Goldenen Käfig“ vorzüglich bekam. Sie sah blühend aus wie eine Rose, und der sanft melancholische Zug, den Langeweile und Sorge um die Sorge ihrer Angehörigen „draußen“ um ihren feinen Mund — in ihre schönen grauen Augen legte, machten sie nur noch liebreizender. Freilich — ihre Haare hätten des Schnittes bedurft. Sie kräuselten sich bereits in langen Locken über ihre Schultern, und Brigitte plante ernstlich, sie wieder aufzusteden. Am vierten Tage nach der Abreise des Duke hatte das junge Mädchen ganz besonders hart gegen ihre wieder aufsteigende Ungeduld zu kämpfen.

Sie zürnte dem Herzog von Goyse heftig, der sie einfach vergessen zu haben schien. Und den Tränen nahe, nervös vor Langeweile, ging sie nach dem Lunch, das sie sich auf ihr Zimmer hatte bringen lassen — es kam

Wie sie Hohn vor, wenn sie allein in dem pompösen Speiseaal tafelte —, in den Park hinunter. Sie trug ein gleichgültiges Buch in der Hand, das sie sich gestern aus der Bibliothek geholt hatte, ohne rechtes Interesse daran, ohne Zuversicht auf seine zeitkürzenden Qualitäten. Es war bereits empfindlich warm. Brigitte suchte eine schattige Stelle und überschritt — ohne aufzublicken — den Rasenplatz, der sich vor der Veranda ausbreitete. Unter dem Palmengebüsch standen weiße Bänke und bequeme Sessel, in denen sie sich gern ausruhte.

Erst wenige Schritte vor dem Platz, dem sie zustrebte, als bereits die Schatten der Palmen ihr Gesicht trafen und die Sonne abblendeten, hob sie die Lider, und ihr Schritt stockte unwillkürlich, denn in einem der Sessel saß ein junger Mensch von ungefähr dreiundzwanzig Jahren. Er trug einen hellen Sportanzug und hielt den Kopf gesenkt. Aber Brigitte hatte den Eindruck, daß er keineswegs in die Lektüre der Zeitung vertieft sei — die er auf den Knien liegen hatte —, eine englische Zeitung, wie sie sogleich erspähte. Es machte vielmehr den Eindruck, als warte er auf jemanden — als erwarte er sie.

Ein heiserer Zorn wallte in dem jungen Mädchen auf — der Duse wagte es tatsächlich, ihr, statt der erbetenen weiblichen Bedienung — und doch auch Gesellschaft — von neuem einen seiner abscheulichen Agenten zu schicken!

Sie wollte sich leise und unauffällig zurückziehen — oh, sie war wirklich nicht in der Stimmung, einer dieser aufdringlichen und rücksichtslosen Kreaturen des Herzogs zu begegnen —, als der junge Mann mit rascher Bewegung das Haupt zurückwarf und aussprang.

Und nun erlebten sie beide das Erstaunliche, daß jeder im Antlitz des anderen sein eigenes Ebenbild erkannte: dieselben Züge und Formen, dasselbe aschblonde Haar und, was am seltsamsten war: dieselben großen Augen mit dem klaren, offenen Blick, in denen — sozusagen — gleich hinter der Netzhaut die Seele — der Mensch begann, ohne alle Verschleierung, sei es der Konvention oder des irgendetwas Maskierung bedürftigen Gewissens. Ein außergewöhnliches Spiel jener unberechenbaren Verknüpftheiten, die wir gewohnt sind, Zufall zu nennen, hatte diese beiden so gleich geformt, daß sie, wenn sie sich irgendwo als Geschwister ausgegeben hätten, kaum nach einer weiteren Bestätigung dieser Tatsache je gefragt worden wären — sie trugen ihren Ausweis in ihrem Antlitz. Und es war vielleicht das Allerwunderbarste, daß dieser Ausweis dennoch eine Fälschung war.

Die Verblüffung der beiden ließ sie einen Augenblick fassungslos sich anschauen. Dann gab sich der junge Mann einen Ruck und fand kein anderes Wort für sein Gegenüber als das alltägliche „How do you do?“ — Wie geht es Ihnen? — Und das junge Mädchen antwortete aus unbewußten und unbewachten Tiefen heraus mit einem Seufzer der Erleichterung: „Oh — I am so glad to see you!“ — Wie freue ich mich, Sie zu sehen! — Dann aber setzte sie — aus einem Gefühl naher Verbundenheit mit dem Fremden heraus — unwillkürlich in ihrer Muttersprache hinzu: „Ich heiße Brigitte Holm.“ Und der andere erwiderte ohne Mühe oder fremden Akzent in demselben Idiom: „Mein Name ist Henry Clifford.“

Sie lächelten einander in die Augen und streckten sich — in schüchterner Freundlichkeit — die Hände hin. In dem Augenblick aber, da sie sie ineinanderlegten, versank für sie beide die Welt — Schloß Monplaisir hörte auf, für Brigitte ein Gefängnis zu sein, ja, von nun an wäre die ganze weite Welt für sie ein weites, ödes Kerkergeheiß gewesen, wenn sich Henry Clifford nicht in ihrer Nähe befunden. Und auch dieser wußte nichts mehr von alledem, was ihm bisher interessant, fesselnd gewesen — was sein Leben erfüllt, nichts mehr vor allem, von dem Zorn, der Abneigung, der inneren Empörung, mit dem er dem strikten Befehl seines Vaters gefolgt war, als er nach Schloß Monplaisir abreiste —, er wußte nur noch,

daß alles seine Richtigkeit hatte, daß es so und nicht anders sein mußte, und daß sie zusammengehörten, er und das schlanke, liebreizende Mädchen, sein Gegenstück — sein ins Weibliche übersehendes Ich.

Der Kontakt war geschlossen.

Die Naturkatastrophe, die wir mit dem sanften Namen Liebe bezeichnen, obwohl wir wissen, daß vor der zwingenden Gewalt dieses Elementes, das wie alle seine Geschwister die „Gebilde von Menschenhand“ haßt, die sorgsam gehüteten Schranken zuweilen zerbrechen wie fallendes Glas — die Naturkatastrophe war wieder einmal für zwei Herzen Tatsache geworden.

+

Knapp zwei Stunden vor dem Beginn einer großen Wahlrede war Goyte — aus Frankreich zurückkehrend, wo er sich von seinem Sohn in Paris noch allerlei unliebsame Wahrheiten hatte sagen lassen müssen (die Jugend heutzutage ist wirklich manchmal unerträglich rücksichtslos), in seinem Wahlbezirk eingetroffen und hatte sich — kaum ein wenig erfrischt und neu hergerichtet — vor sein Auditorium stellen müssen.

Wie es geübten Politikern zu gehen pflegt, brauchte er zu seiner Rede weder viel Geist noch ernstere Vorbereitung —, fest und unverrückbar in den Grundsätzen und Redewendungen seiner Partei, wie er war — flossen ihm die Worte mühelos und ohne Stocken über die schmalen Lippen. Er sagte genau und zur jubelnden Freude seiner Hörerschaft alles das, was sie gekommen war zu vernehmen —, ließ nichts fort, was sie erwartete, fügte keine Außergewöhnlichkeiten bei, die sie gezwungen hätte nachzudenken und also aus ihrer sicheren Gemütslichkeit herauszutreten, und konnte sich also am Schluß seiner Rede eines geradezu stürmischen Beifalls erfreuen.

Da niemand von seinem Alter und seiner Geheitz besonderer Temperament erwartete, hatte er sich während der Dauer des anderthalbstündigen Vortrags (die Wähler sollten doch sehen, daß man etwas für sie tat) ganz hübsch erholt und erfrischt, und fühlte sich in die heiterste Laune und Siegesgewißheit versetzt — zumal Gegner nicht erschienen waren. Wahrscheinlich überließ man ihm ohne weiteres das Feld. Dieser Wahlbezirk war ja auch fast traditionell im Besitz der Konservativen.

Als er sich mit der Miene eines Großvaters, den das Betragen seiner Enkel über die Zukunft der Familie erfreulich beruhigt, in dem bereitgestellten, bequemen Sessel zurücklehnte, erhob sich im Saal eines jener wenigen Mitglieder der Partei, die an die Person des Duse im besonderen und an die Parteigemeinschaft im allgemeinen praktische und ausführbare Forderungen stellten und deshalb die Theorie prüften und die Persönlichkeiten beurteilten. Er hat den Duse, einen Artikel aus einem gegnerischen Blatt, der sich mit der Person des hochverehrlichen Kandidaten beschäftigte, vorlesen zu dürfen, und ersuchte Seine Herrlichkeit, dazu Stellung zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstbeginn.

Von Franz Dingia.

Schon ist im Wind ein dunkler Klang
Von einer Wandlung schöner Zeit.
Die Nebelfrau schwebt talentlang
Mit ihrem Grau der Einsamkeit.

Wir wandern wieder durch das Land
Und sehnen uns nach hellem Licht.
Und stiller Trauer ist verwandt
Der Erde weites Angesicht.

Es schließt der bunte Tag schon bald
Die Pforte seines Lebens zu.
Wie fliegend rauscht der tiefe Wald
Und holde Träume geh'n zur Ruh.

Beweise.

Skizze von Karl Schodder, Berlin-Wilmersdorf.

Karl und Cilly Mertens waren seit zwei Jahren glücklich verheiratet, und in diesem Sommer wollten sie die erste Badereise machen. Hierfür mußten sie schon Monate lang vorher an allen Ecken und Enden sparen. Karl vernahm sich das Rauchen, verzichtete großmütig auf den gewohnten Schoppen Bier — außer an den Regelabenden —, und Cilly machte einfach alles selber. Sie wusch und plättete, schneiderte und stellte sich die Hülte selbst her, und nähte auch eigenhändig die bunten Bademäntel, worin sie am schönen Strand der Nordsee prunken wollten.

Leider hatten sie beide nicht bedacht, daß solche fortgesetzte Sparsamkeit auf die Dauer arg anstrengend ist. Cilly war abends todmüde, Karl ärgerte sich über die Abendschoppen, die er sparsamkeitshalber nicht trinken durfte, und beide verzehrten sich gemeinsam in Sehnsucht nach dem letzten Film, den alle schon gesehen hatten, bloß sie noch nicht.

Da hatte Cilly eines Tages große Wäsche. Man weiß ja, wie das ist: die Hausfrau steht den ganzen Tag am Tubben, die Zimmer werden nicht richtig ausgeräumt, das Essen ist nicht zur rechten Zeit fertig, und überhaupt klappt alles nicht so, wie sonst.

Müde, vom Dienst schon verärgert, kam Karl nach Hause. Da lag ein Zettel auf seinem Platz: er möchte doch so gut sein und die Suppe auflegen und im Wohnzimmer noch Staub wischen! Das war ihm doch zuviel. Wütend rannte er in die Waschküche und schlug einen Heidentruch.

Darauf schien Cilly nur gewartet zu haben. „Für wen radere ich mich denn so ab?“, schrie sie, „für wen anders als für dich? Meinst du, es sei ein Vergnügen? Undantbar bist du, ich lasse mich scheiden.“ Sie weinte, das arme Kind, und weinte noch mehr, als Karl bloß verblüfft sagte: „Scheiden lassen? Kommt mir gerade recht! Ich hatte schon längst die Absicht.“

Ein große Wäsche war nicht mehr zu denken. Cilly zog sich an und holte sich erstmal Rat bei ihrer Freundin Lieschen. „Tja“, sagte die, „Scheidenlassen ist man nicht so einfach. Hast du denn Beweise?“

„Beweise? Nein.“
„Die mußt du aber haben“, meinte Lieschen. „Am besten gehst du mal zum Hellscher Grotmühl, der hat eine Glasfugel, und wenn er da durchgußt, kannst du Karl alles beweisen.“

Karl aber war nicht müßig geblieben. Er holte sich Rat bei seinem Freunde Hermann. „Mensch, Hermann“, kriegte er den beim Schlips, „Cilly will sich von mir scheiden lassen. Muß ich zahlen?“

Hermann trakte sich den Kopf. „Wenn du schuld dran bist, sicherlich. Hast du denn keine Beweise?“

„Nicht, daß ich wüßte“, machte Karl bekümmert. „Mußt eben welche finden. Geh doch mal zum Hellscher Grotmühl, tüchtiger Kerl, macht dir mehr Beweise, als du gebrauchen kannst.“

So meldeten sich denn sowohl Karl als auch Cilly beim Hellscher an. Karl ging just ins Sprechzimmer, als Cilly ins Wartezimmer trat.

Karl kam in einen dunklen Raum, wo auf thronartigem Stuhle Herr Grotmühl saß, der scharf eine Glasfugel anstarrte, während ihm der Fall vorgetragen wurde. „In der Kugel schwirrt alles durcheinander“, sagt Herr Grotmühl, „Sie wissen ja selbst nicht, was Sie wollen. Ich bedarf eines weiblichen Mediums, damit Ihr Geist sich klärt und auch meine Kugel klar wird.“

Er lief ins Wartezimmer, nahm die dort wartenden Damen eine nach der andern aufs Korn, zog die Brauen finster zusammen und wandte sich endlich an Cilly: „Kommen Sie doch bitte mal herein, mein Fräulein, ich habe gerade einen schweren Fall, zu dem ich Ihrer Hilfe bedarf.“

Cilly folgte der Aufforderung gern und sah sich zu ihrem nicht geringen Erstaunen ihrem Karl gegenüber, der ebenfalls recht verdukt dreinschaute. Beiden kam es komisch vor, aber sie sagten nichts.

Grotmühl nahm Cillys Handgelenk in die eine Hand und Karls in die andere, schloß die Augen, schloß und zuckte die Achseln, furchte die Stirn und zitterte am ganzen Leibe. Mit Grabesstimme murmelte er: „Ich sehe schwarz! Schwarze Nacht! Diese Jungfrau wird Sie in dunkler Nacht in ein dunkles Haus führen. Sie steigen eine Treppe hinauf, noch eine. Ein Bett in einem dunklen Zimmer. Es riecht unangenehm. Nach Gas.“

Grotmühl erwachte aus seiner Hellscherei. Geschäftsmäßig ganz ohne Zittern wandte er sich an Karl: „Zehn Mark bitte. Die Dame wird Ihnen Straße und Hausnummer nennen. Sie hat ja alles ganz genau gesehen.“

Das hatte Cilly zwar nicht oder doch anders, als Herr Grotmühl es sich dachte. Während Karl schweren Herzens

zahlte, stahl sie sich heimlich aus der Wohnung des Hellschers, der noch mehrere Male vergeblich nach seinem tüchtigen Medium rief, und fing Karl vor der Haustür ab.

„Weißt du“, sagte sie, „daß Grotmühl ein Schwindler ist? Hat noch nicht einmal gemerkt, daß wir verheiratet sind und es unsere eigene Wohnung ist, in die ich dich bringen soll. Ich habe schon immer gesagt, daß da draußen zu wenig Laternen stehen. Um acht Uhr die Hausbeleuchtung abzustellen, ist auch nicht recht, und daß der Wirt keinen Strom legen lassen will, finde ich abscheulich. Die zehn Mark sind nun flöten, aber laß nur, jetzt machen wir doch noch eine Hochzeitsreise. Hast wohl auch Beweise gesucht?“

Karl nickte trübselig, doch nicht wegen der verlorenen Hoffnung auf Beweise, sondern wegen der verschwundenen zehn Mark. Mit der nochmaligen Hochzeit war er aber durchaus einverstanden.

Der verregnete Sonntag.

Von Wilhelm von Hebra.

An einem Stammtisch des Münchner Hofbräuhauses wird darüber gesprochen, daß der amtliche Wetterbericht für den letzten Sonntag das schönste Wetter vorhergesagt, daß es aber dann vom frühen Morgen bis zum späten Abend pausenlos in Strömen regnete.

Einer sagt:

„Da wern Leit zahlt vom Staat vo inferne Steuern, damit daß sies studiern, was fier a Wetta lemna wird, unds Geld stadans ei, do profezeien tans niz als an Bleed-sinn. Da muas ma si do giftn.“

Ein anderer sagt:

„Hier was tuast di da giftn? Dees is do gaar foa Ursach net zum giftn. Dees is nua a Ursach fier a ganz a zünftige Freid. Schau nua, wias is, wenn da Herr Wetta vorherjaga si so zünfti täuscht als wia am letzten Sunntag! Jerst hat ma a Freid, daß am Sunntag a scheens Wetta si wird, nacha denkt ma si an grohn Ausflug aus fier scheene Wetta, da hat ma wieda a Freid, nacha redt ma mit seine Freind, dee wo mittemma wolln aufn Ausflug, und macht mitanand Plän und studiert an Fahrplan, da hat ma wieda a Freid, und nacha, wanns s'Wetta schleht is am Sunntag, da hat ma sei Freid, daß ma net lauffn braucht, und nacha siht ma an ganzn Tag im Hofbräu, und da hat ma die meiste Freid.“

Der große Käfer und anderes.

Von D. Fechner.

Ein Wunschtag, wie er in keinem Buche steht: nicht zu trocken, nicht zu naß, nicht zu warm und nicht zu kalt! Unser Lager grünes Gras, unser „Nachbar“ ist der Wald. Hier sind wir an jedem Vormittag und genießen das, was das Zauberswort „Ferien“ in sich birgt. Nur fünf Minuten ist das reizende Fleckchen Erde vom Dorfe entfernt, kann also auch bei unsicherem Wetter, ohne sonderliches Risiko aufgesucht werden. Es liegt an einem schmalen Bächlein, das an beiden Seiten von niederen Erlenbüschen und hohen Bäumen bestockt ist. An der rechten Seite des Bächleins zieht sich auf einige hundert Meter ein Lupinenfeld hin, das gerade in voller Blüte steht und einen ungemein reizenden Anblick gewährt. Nicht allein seiner übergebenen Farbe wegen, sondern wegen der vielen Schmetterlinge — wer nennt ihre Namen? — und „Wasserjungfern“ (Libellen) die hier nashen. Das Geß der Lupinenblüten ist so intensiv, daß ein herangautelnder Zitronenfalter, sobald er über dem Lupinenfelde schwebt, zum schmutzig-farbenen „Kohlweißling“ wird; so sehr sticht sein eigenes Gelb von dem der Lupinen ab.

Der schönste aller hier über dem Blütenmeer taumelnder Schmetterlinge ist ein Schwalbenschwanz, dem mein Zehn-jähriger vergeblich nachstellt. Jedesmal, wenn er ihn zu haschen glaubt, klappt der Götterliebhaber seine herrlichen Schwingen auseinander und tändelt ein Stückchen weiter, um sich aber gleich wieder niederzulassen und das verführerische Spiel beginnt aufs neue. „Sieh nur, wie schön ich bin!“ scheint er zu rufen. „So seh ich auf der einen und so auf der anderen Seite aus, dabei klappt er das reizende Juwelentüschchen seiner Flügel immer auf und zu. — Der Junge gibt die Jagd endlich — weil ihm die geeigneten „Waffen“ fehlen — entmutigt auf und meint: „Papa, der Schmetterling muß auch nach hinten gucken können.“

Ich frame nun mein bißchen Kaiserweisseit aus und mache dabei noch auf verschiedene Schmetterlinge aufmerksam, die sich an dem stark duftenden Lupinenfelde zu betrauchen scheinen. Da ist in erster Linie der Kohlweißling. Was der Sperling unter den Vögeln, das ist er unter den

Schmetterlingen. Ganz reizend nimmt sich der Bläuling aus, der neben einem Zitronenfalter dahintaumelt. Prächtiger noch erscheint ein Admiral und nicht weniger schön ein Tagpfauenauge. Am zahlreichsten unter den Faltern vertreten, sind die Trauermantel, die sich in ihren sammelschwarzen, gelblich eingesäumten Flügeln sehr vornehm ausnehmen. Am die Lupinenblüten kummern sie sich aber nicht im geringsten, sondern sie schwirren sehr schnell um die Krone der Erlenbäume. Wenn sie sich an deren Blättern, die eine flebrige, süßliche Flüssigkeit ausschütten, niederließen, so würde ich dies verstehen. Das tun sie aber nicht, sondern sie setzen sich an die zarte Rinde junger Äste, als gäbe es dort wunderwas zu naschen. Dabei toletisieren auch sie im Bewußtsein ihrer Schönheit mit ihrer herrlichen „Manteln“, die sie durch fortgesetztes Auf- und Zuzulappen von allen Seiten bewundern lassen.

Insekten vertreiben uns — das heißt meine Frau und mich — der Junge ist auf Entdeckungstreifen gegangen — von einem besonders schönen Plätzchen an dem wir uns niedergelassen haben. Wir müssen in einen Ameisenstaat geraten sein; denn von allen Seiten stürmen die kleinen braunen „Soldaten“ heran und versuchen, durch heftiges Zwidern uns in die Flucht zu schlagen. Kamplos räumen wir eiligst das „Schlachtfeld“, suchen zuvor aber die „Hauptstadt“ des Ameisenkönigreichs auf. Sie liegt ganz nahe in einem Erlebusch am Bachrand und zeigt regstes Leben. Der Anblick der unzähligen grabbelnden Gesellen ist geradezu augenverwirrend, aber von höchstem Interesse. Wie heißt es in den Sprüchen Salomonis von der Ameise doch so treffend: „Gehe hin zur Ameise, du Fauler, sieh ihre Weise und lerne. Ob sie schon keinen Fürsten noch Hauptmann, noch Herrn hat, bereitet sie doch ihr Brot im Sommer und sammelt ihre Speise in der Ernte.“

Etwas abseits des Ameisenstaates finden wir ein neues Mäusenplätzchen. Wohl erscheinen auch hier noch einzelne Läufer und Spione; doch nehmen wir darauf keine Rücksicht, sondern zeigen jedem Fühwihigen durch heftiges Anblasen, daß wir uns nicht alles gefallen lassen.

Für angenehme Unterhaltung sorgen jetzt Libellen (Seejungfern), die uns zahlreich umschwirren. Manche schieschen umher, wie Falken hinter ihren Beutervögeln. Andere setzen sich unmittelbar vor uns auf Wasserpflanzen, um durch häufiges Auf- und Zuzulappen zu zeigen, daß auch sie mit Schönheit begünstet sind. Und in der Tat ist eine männliche Libelle, mit ihrem langen, dünnen grünblauen Leib und den gläserartigen Flügeln ein herrliches Insekt. Das Weibchen ist dagegen — besonders nach der Eiablage, die im Wasser erfolgt — weniger schön.

„Papa! Papa!“ ruft jetzt mein Junge so überlaut, daß ich schon am Tonfall erkenne: er muß etwas besonderes entdeckt haben.

„Was ist denn los?“ frage ich ganz ruhig. „Papa!“ Hier ist ein Käfer, so groß hast du sicherlich noch keinen gesehen, ich auch nicht!“

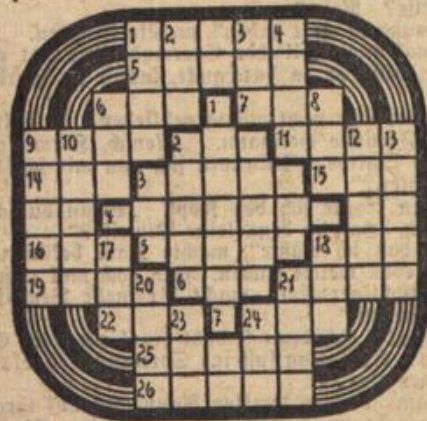
„Wie sieht er denn aus?“ „Fast schwarz und ein Geweih hat er, wie 'en Hirsch, richtige Enden sind dran...“ Die Mitteilung interessiert mich lebhaft, und wie elektrisiert erhebe ich mich, um mir den großen Käfer etwas näher anzusehen. Donnerwetter, Junge, da hast du aber mal Glück gehabt“, sagte ich anerkennend, „das ist ein männlicher Hirschkäfer, den wir auch der Mama zeigen müssen. Nimm ihn auf...“ „Ja! Nee, den pad“ ich nicht an! Der zwidert mit seinen großen Zangen!“ Ruft der Junge mit Entschiedenheit. „Na, ja, gefährlich genug sieht der Goliath unter den deutschen Käfern aus, er ist aber ganz harmlos...“ Mit diesen Worten fasse ich dem gewaltigen Geschöpf mit Daumen und Zeigefinger über den Rücken, hebe ihn auf und setze ihn etwas später auf die Decke, auf der meine bessere Hälfte sich gelagert hat. Wohl noch nie in ihrem Leben ist meine Frau mit solcher Behemung hochgeworden, als beim Anblick dieses riesigen unbekannten Käfers. Wäre es mir nicht gelungen, sie mit einem raschen Griff an dem Arm zu erwischen, sie hätte wahrscheinlich die Flucht ergriffen. Bald aber tritt Beruhigung auf allen Seiten ein; denn auch Lukanus Cervus R. ist über seine vorübergehende Gefangenschaft nicht sonderlich erbaut. Hochauf richtet er seine Vorderpartie mit dem gewaltigen Geweih und nimmt eine lauernde, abwartende Haltung ein, wodurch er ungemein imponierend wirkt... „Da vorn bauen Zimmerleute gerade ein neues Haus“, sage ich zu meinem Jungen. „Vermutlich hat einer der Handwerker einen Meterstab bei sich. Ich lasse mal für einige Minuten darum bitten, um den Hirschkäfer zu messen. Aufträge solcher Art führt der Filius besonders gern und rasch aus. So bin ich denn auch 5 Minuten später im Besitz eines Metermaßes, mit dessen Hilfe ich die Gesamtlänge des seltenen „Geweihträgers“ auf acht Zentimeter feststellen kann. Das ist gewiß eine recht respektable Größe für einen heimischen Käfer.“

„Nur ein wenig Anschauungsunterricht“, sage ich scherzend zu meinen Leuten und wir lagern uns um den mattschwarzen Giganten der Käferwelt, der bald nach dieser, bald nach jener Seite auszubrechen sucht, von mir aber immer wieder auf die Mitte der Decke gesetzt wird. „Daß du, mein Junge“, fahre ich fort, „einen ganz außerordentlich seltenen Fang gemacht hast, mögen dir folgende Angaben beweisen. Als ich etwa so alt war, wie du heute bist, also vor ungefähr 46 Jahren, fing mir mein Vater mit seinem Hute — ich kann mich so deutlich darauf besinnen, als wäre erst gestern gewesen, — gerade so einen männlichen Hirschkäfer, wie diesen da. Zweidrittel meines Lebens verbrachte ich in der freien Natur. Und trotzdem ist es mir während eines Menschenalters nicht vergönnt gewesen, jemals einen weiteren lebenden männlichen Hirschkäfer zu sehen oder gar zu fangen. Weibliche Käfer sind viel häufiger, deshalb werden sie auch weniger hoch eingeschätzt. — Die gewaltigen Zangen, die wie ein Hirschgeweih wirken und dem Käfer seinen Namen geben, sind die verlängerten Vorderfüße und zugleich die Waffen mit denen die Riesen ihre Kämpfe um die Weibchen austragen. Diese Zeit ist jetzt gekommen; denn auch dieser stolze Ritter suchte nach einem Weibchen und traf zufällig auf dich... Wenn ihr euch „satt“ gesehen habt an dem herrlichen Geschöpf wollen wir ihm die Freiheit wiedergeben, denn beeheltest du es, so wäre das gleichbedeutend mit seinem baldigen Tode. Diese Verantwortung wollen wir aber nicht auf uns laden...“

Der kleine „Jäger“ hätte den großen Käfer wohl gerne behalten, fand sich dann aber doch überraschend gut mit meiner Entscheidung ab, hielt seinem „goldigen Liebling“ eine rührende Abschiedsrede, die auch einiger Tränen nicht entbehrte und trug ihn dann höchst eigenhändig nach einem Häufchen Genist, in das sich der Seltene bald einbuddelte. „Auf Wiedersehen, mein herrlicher, großer, schwarzer Freund! Welt, ich hab' dir nichts getan?“

„Auf Wiedersehen mein lieber „Bierzehnder...“

Kreuzworträtsel mit Diamant.



Waagerecht: 1. Ortsveränderung. 5. Europäisches Gebirge. 6. Gebirge in Marokko. 7. Griechischer Buchstabe. 9. Tierisches Produkt. 11. Liebesgott. 14. Farbton. 15. Göttin. 16. Jüdischer Hohepriester. 18. Abkürzung für „Reserve“. 19. Italienischer Maler, † 1642. 21. Fluß in der Schweiz. 22. Schmale Vertiefung. 24. Teil eines Wagens. 25. Schwedischer Erfinder und Preisstifter †. 26. Mädchenname.

Senkrecht: 1. Adergrenze. 2. Zahlwort. 3. Gewässer. 4. Geflügelart. 6. Beamter. 8. Papageienart. 9. Stadt an der Mosel. 10. Aufgabe eines Schauspielers. 12. Schlangenart. 13. Landwirtschaftliches Gerät. 17. Fluß zur Donau. 18. wie 24. waagerecht. 20. Monat. 21. Fisch (Mehrzahl). 23. Eingang. 24. Hirschart.

Diamant: Die zu suchenden Wörter sind waagerecht einzusehen und sind dann auch senkrecht, gleichlautend: 1. Mittlaut. 2. Sportgerät. 3. italienische Hafenstadt. 4. Jahn-techniker. 5. Verfallenes Bauwerk. 6. Nordische Gottheit. 7. Mittlaut.

Auflösung des Wabenrätsels von Nummer 245: 1.—4. Tula. 1.—11. Toga. 2.—15. Urian. 3.—18. Leder. 4.—14. Arno. 5.—6. Order. 8.—1. Ort. 9.—4. Jea. 11.—12. Nas. 13.—14. Leo. 19.—20. Revue. 21.—11. Erna. 21.—16. Gem. 21.—24. Eden. 22.—7. Belag. 23.—10. Eulen. 24. bis 17. Rut. 24.—14. Nero.